

Liebe in den Genen



Liebes G'schau: Aber diese drei Dackel wissen instinktiv, was Herrchen will. Schon Welpen reagieren auf kleine Fingerzele.

Foto: dpa

Hündische Zuneigung ist nicht nur erlernt, sondern auch angeboren

MÜNCHEN Ein strenger Blick – und Fifi schleicht schuldbeusst mit eingeklemmtem Schwanz davon. Ein Kopfnicken – und Hasso rennt mit hängender Zunge los, um das Stöckchen zu holen. „Es lässt sich kaum bezweifeln, dass die Liebe zum Menschen beim Hund zu einem Instinkt geworden ist“, wusste schon Charles Darwin zu berichten und ie-

der Hundebesitzer würde ihm wohl sofort nachdrücklich zustimmen. Heutige Forscher lehnen sich zwar nicht ganz so weit aus dem Fenster, doch auch sie sind überzeugt: Zwischen Hund und Mensch gibt es eine Beziehung, die einzigartig ist – und sich wohl nur durch das lange intensive Zusammenleben erklären lässt.

Besonders, was das Verstehen und Interpretieren von Herrchens oder Frauchens Gesten angeht, macht Hunden so schnell keiner etwas vor – nicht einmal Schimpansen

die immerhin unsere engsten Verwandten sind, so das Magazin „Bild der Wissenschaft“. Hunden reicht schon ein kurzes Kopfnicken in Richtung eines Bechers mit verstecktem Leckerli vollkommen als Hinweis aus – sie verstehen ebenso gut wie ein- bis zweijährige Kinder, was das bedeutet. Das funktioniert selbst dann, wenn man zu einem anderen Becher läuft, aber auf den richtigen zeigt. Bei Schimpansen schaffen die gleiche Aufgabe lediglich zwei von elf.

Der ungarische Hundefor-

scher Ádám Miklósi ist sogar davon überzeugt, dass dieses innige Verständnis bei den Hunden tatsächlich, wie Darwin sagen würde, zum Instinkt geworden ist, sprich: Es ist genetisch verankert und damit angeboren.

Schließlich reagieren schon ganz junge Welpen auf Fingerzeig und Kopfnicken – im Gegensatz zu Wölfen, die, selbst wenn sie von Menschen aufgezogen werden, nie wirklich verstehen, was diese eigentlich von ihnen wollen. „Wir sind sicher, dass die Hunde im

Verlauf der Domestizierung viele sozial-kognitive Fähigkeiten des Menschen übernommen haben und dass so etwas wie eine gemeinsame Evolution stattgefunden hat“, sagt der US-Psychologe Brian Hare von der Duke-Universität.

Die Domestizierung und damit die gemeinsame Geschichte von Mensch und Hund begann vor mindestens 15 000 Jahren in Ostasien, als sich der Ur-Hund aus dem Wolf entwickelte. Vermutlich hielten sich diese ersten Hunde in der Nähe der menschlichen Lager auf – nicht, weil sie die Menschen so sehr mochten, sondern weil sich unter deren Abfällen wohl immer wieder etwas Fressbares fand. Beim Menschen haben dann möglicherweise die Wachsamkeit und das Jagdtalent der ungebetenen Gäste Interesse geweckt und er begann, die Tiere als Wächter und Jagdhelfer zu nutzen. Aus dieser Zweckgemeinschaft wurde schließlich eine dauerhafte Bindung, nicht zuletzt deshalb, weil die Hunde ein Talent hatten, sich dem Verhalten des Menschen anzupassen.

Heute zeigen sie ein Verhalten, das als menschenähnlich bezeichnet werden kann: Sie pflegen lebenslange Bindungen, sind Kooperations- und Kommunikationstalente, können andere imitieren und sind in der Gruppe weniger aggressiv. Miklósi vermutet dahinter das Wirken von Hormonen und Gehirnbotschaften wie Serotonin. Sie seien schließlich auch bei anderen Tieren Schlüsselfaktoren für das Bindungs- und Aggressionsverhalten, warum also nicht auch beim Hund, konstatiert er – den Nachweis bleibt er bislang allerdings noch schuldig.

Ilka Lehnen-Br